Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 27 (1933)

Artikel: Nuntius Ladislaus d'Aquino, die Ambassadoren und die Neugläubigen; sein Verhältnis zum Welt- und Ordensklerus

Autor: Foerster, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-124596

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nuntius Ladislaus d'Aquino, die Ambassadoren und die Neugläubigen; sein Verhältnis zum Welt- und Ordensklerus.

(Vorbemerkungen zu einer Ausgabe seiner Berichte. III.)

Von Prof. Dr. Hans FŒRSTER.

Gewissenhaft unterrichtet der Nuntius Graf d'Aquino über die Scheidung der Schweizer Kantone nach katholischen, protestantischen und konfessionell gemischten, nach aristokratisch und demokratisch regierten, nach Amtsbezeichnung und -dauer ihrer Leiter. Mit diesen und anderen Dingen berührt er Unterschiede, die er zum größten Teile der Literatur entnommen hat. Aber er geht tiefer, er sieht auch Gegensätze von solcher Schärfe und Bedeutung, daß er die Uneinigkeit der Schweizer als ihre Hauptschwäche dem Porfirio Feliciano in seiner Information an erster Stelle berichtet. Auch innerhalb der katholischen Kantone ist die alte Freundschaft und Einmütigkeit dahingeschwunden. Und es handelt sich hier nicht etwa lediglich um die Parteiung nach französisch und spanisch Gesinnten, nicht etwa nur um ausländische Geldzuweisungen; vielmehr sind auch mancherlei andere Interessengegensätze die Totengräber der alten Eintracht gewesen. So erblickt Uri seinen Nebenbuhler in Luzern, dessen Vorrangstellung angeblich Uris Scheelsucht erweckt, und dem es oft genug unsachlich, nur aus dieser Eifersucht heraus, entgegentritt. Stehen Schwyz und Unterwalden dabei auf seiner Seite, so bilden Freiburg, Solothurn und dann noch Zug die Gruppe, die sich um Luzern schart. Zug selber ist aber wieder in sich tief gespalten infolge des Gegensatzes zwischen Stadt und Land. Dieser ließ gewaltsame Entladungen befürchten und machte ein häufiges Eingreifen der anderen Kantone erforderlich, ja er legte sogar eine Teilung des kleinen Landes nach der Art von Unterwalden oder Appenzell nahe. Für den Nuntius insbesondere hat die starke Inanspruchnahme der Zuger mit inneren Häkeleien noch die Folge gehabt, daß er nicht recht warm mit ihnen werden konnte. Die wenig zahlreichen geschäftlichen Berührungspunkte reichten nicht aus, um das gleiche Verhältnis wie zu den anderen Kantonen herzustellen.

Und was bezüglich der Uneinigkeit für Zug gilt, trifft mehr oder weniger für jeden der katholischen Kantone zu : überall öffentliche und private Zwistigkeiten als Störer des früheren Zusammenhalts. Das aber ist für diese Kantone um so schlimmer, als angeblich die protestantischen, unbeschadet des fortlebenden Rufes der kriegerischen Überlegenheit der Katholiken, ihnen ums Doppelte nicht nur an Menschenzahl und an finanzieller Kraft, sondern auch an gelehrten, erfahrenen, verständigen und geschäftsgewandten Köpfen überlegen sind.

Angesichts des Schadens, der aus solchen Zuständen zu erwachsen droht, sieht der Nuntius in einer bald anzusetzenden Tagung, der ganz allein die Wiederherstellung des alten brüderlichen Freundschaftsverhältnisses obliegen soll, das einzige Heilmittel. Aber wie oft auch d'Aquino einen dahin gehenden Vorschlag gemacht hat, wie großen Beifall er auch damit geerntet hat, es ist doch alles beim alten geblieben.

Dieser mannigfach unterhöhlte Boden konnte schon an sich der Betätigung des päpstlichen Vertreters ausreichende Schwierigkeiten bieten. Dazu aber kam, daß er keineswegs allein das gefährliche Feld zu beackern hatte, sondern die Tätigkeit der Gesandten von Frankreich, Savoyen und Spanien in Rechnung stellen mußte. Aus der Tatsache, daß diese drei Länder ständige Gesandten bei der Schweiz und Frankreich noch einen eigenen bei den Graubündnern unterhalten, geht ihm zur Genüge die Wichtigkeit hervor, welche die Schweiz als Paßstaat und als Werbeplatz für die auswärtigen Mächte besaß, um so deutlicher, als sie selber umgekehrt keine stehenden Gesandtschaften bei diesen unterhielt. Mit den Zielen und der Gesinnung dieser Mitgesandten bezw. ihrer Hintermänner und Gefolgsleute muß der Nuntius sich natürlich auseinandersetzen, um zu dem zweckmäßigsten Verhalten ihnen gegenüber zu kommen. Liegt indessen der Grund für die Entsendung des päpstlichen Vertreters in die Schweiz klar zu Tage, so sind die von den weltlichen Fürsten bei der Bestellung ihrer Gesandten verfolgten Zwecke als Staatsgeheimnisse nicht sämtlich so ohne weiteres ersichtlich. Was Ladislaus an Gründen für die Pflege guter Beziehungen zwischen Savoyen, Spanien und Frankreich auf der einen und der Eidgenossenschaft auf der anderen Seite angibt, enthüllt solche Staatsgeheimnisse nicht, sondern spinnt nur die Bedeutung der Schweiz für die genannten Staaten auf Grund ihrer Lage zwischen Italien, Burgund, Frankreich und Deutschland weiter aus, sowie ihre Wichtigkeit als Werbeplatz. So wird als Ziel der französischen Politik von ihm angeführt : Erhaltung der Freundschaft mit der kriegerisch tüchtigen

und überlegenen Nation, Werbemöglichkeit mit dem Nebenzwecke der Entwaffnung der eigenen Untertanen oder ihrer Beschränkung auf den Reiterdienst, sowie Einschüchterung der Vasallen, dazu die Offenhaltung der Pässe und nicht zuletzt Schwächung des wilden Grenznachbarn durch Parteiung.[1] Der allerchristlichste König, dessen Bündnispolitik in der Schweiz keineswegs durch konfessionelle Scheu beengt wird, läßt sich diese jährlich seine 100 000 Skudi kosten, von denen nur der geringere Teil den Katholiken zufällt. Als ein feiner Schachzug der französischen Politik erscheint es dem Nuntius, daß die französische Krone in jedem Kanton zahlreichen Einzelpersonen hohe Summen für geleistete Kriegsdienste schuldig blieb. Denn diese Art Gläubiger, die stets in der Hoffnung auf die spätere Befriedigung ihrer Ansprüche erhalten werden, darf es ja nicht wagen, die Partei zu wechseln, da sie dann unweigerlich ihrer Forderung verlustig gehen würde. Somit kann Frankreich seine Parteigänger ungleich fester an die Zügel nehmen als Spanien, welches immer pünktlich und reichlich bezahle.

Daß Spanien seinerseits sich die Freundschaft mit den Eidgenossen große Pensionen und eine Gesandtschaft kosten läßt, beruht darauf, daß es die Schweiz unmöglich den Franzosen als Einflußgebiet und Rekrutierungsquelle kampflos überlassen kann. Sodann aber bringt auch der Unterhalt eines spanischen Gesandten — im Gegensatze zu Frankreich nur bei den katholischen Kantonen — ein Trennungsmoment für die Eidgenossen selber mit sich, weshalb sie sich schwerlich zu einem geschlossenen Angriffe auf das in spanischen Händen befindliche Herzogtum Mailand aufraffen. Dazu kommt natürlich die Lage der Schweiz zwischen Mailand und Burgund, überhaupt zwischen Italien, Frankreich und Deutschland in Betracht, um ihr militär- und handelspolitisch für die Spanier die gleiche Bedeutung zu verleihen wie für die Franzosen.

Hochschätzung der schweizerischen Kriegstüchtigkeit, die gefährliche Nachbarschaft der großen Mächte, Ansprüche auf Wallis und auf Genf lassen in gleicher Weise dem Herzog von Savoyen die Freundschaft der Eidgenossen wertvoll erscheinen. Er rechnet für den Fall der gewaltsamen Geltendmachung seiner Ansprüche auf die genannten Gebiete, vielleicht auf die Hilfe, wenigstens mit der Neutralität der

[1] Über die alten Beziehungen der Eidgenossen zu Frankreich und seinen Gegenspielern informiert: *Edouard Rott*, Henri IV, les Suisses et la Haute-Italie. La lutte pour les Alpes (1598–1610). Paris 1882. Livre I, chap. III: Les anciennes alliances franco-suisses et le « renouvellement » de 1602, p. 141-200.

katholischen Kantone. Nach der Versicherung des Nuntius wendet der König von Spanien im Interesse des Herzogs von Savoyen jährlich außer seinen eigenen Geldspenden noch etwa 10-12 000 Skudi auf. Die eigenen Zahlungen des Königs beziffert d'Aquino auf jährlich 45 000 Skudi, von denen die Kantone je 1500 insgesamt erhalten, während der Rest teils öffentlich, teils insgeheim an Einzelpersonen verteilt werde. [1]

Ladislaus d'Aquino hatte schon bald merken müssen, daß er mit den Gesandten Savoyens und Spaniens zu Luzern ein bedeutend leichteres Arbeiten hatte als mit den französischen zu Solothurn und Chur. Die Freundschaft mit jenen hätte vielleicht an sich die Unzugänglichkeit der Ambassadoren des allerchristlichsten Königs erträglich machen können. Aber es war doch nicht so ohne weiteres auf diese zu verzichten, trotz des Rates und der Hilfe der Gesandten zu Luzern. Denn der Arm der Franzosen reichte weiter als der Einfluß ihrer Gegenspieler, da, wie gesagt, Spanien und Savoyen lediglich zu den katholischen Kantonen gesandtschaftliche Beziehungen unterhielten. Bei einer Anlehnung bloß an die Vertreter des katholischen Königs und des Herzogs von Savoyen hätte der Nuntius manche unumgänglich notwendige Verbindung mit dem Wallis und den Graubündnern von vorneherein aufgeben müssen. Auf der anderen Seite aber lehnt der Nuntius es auch strikte ab, sich unter Vernachlässigung der übrigen Gesandten den Franzosen allein in die Arme zu werfen. Ihm sind strikte Neutralität und allseitige Freundschaft Leitsterne für die Pflege seiner Beziehungen zu den Vertretern der Mächte, so schwer ihm auch dieses Ziel zu erreichen scheint. Und das mit Recht.

Denn wieviel der Nuntius sich auch auf seine Erkenntnis des richtigen Verhaltens zwischen den Parteien, der französischen und der spanischen, ihren Führern und Anhängern, zugute tut, wie oft er auch die Notwendigkeit betont, jedem Verdachte aus dem Wege zu gehen, als betreibe er irgend etwas anderes als die Förderung religiöser Angelegenheiten, mit wie großer Selbstgefälligkeit er auch ausführt,

[1] Über die Notwendigkeit des Söldnerwesens für die Schweiz, über den Charakter des Pensionswesens und über die Stellung der fremden Gesandten zu Schweizern und Schweizer Dingen, vgl. *Richard Feller*, Ritter Melchior Lussy von Unterwalden, seine Beziehungen zu Italien und sein Anteil an der Gegenreformation. Bd. 1 : Allgemeines Verhältnis zum Ausland, S. 1-23. — Als Ausnahmeerscheinung rühmt der Nuntius, daß die Appenzeller keine Einzelpensionen von dem spanischen Könige annehmen, sondern die ganze jährlich eingehende Summe von 1000 Skudi in den Staatsschatz legen.

daß er diesen Grundsätzen entsprechend gehandelt habe — so hat man ihn doch trotz seines von ihm behaupteten vorsichtigen Betragens zu Rom angeschwärzt, er beabsichtige, Unruhe ins Land zu bringen.

Schon in seiner Nachbarschaft, am Verhalten der Solothurner, mußte der Nuntius erfahren, wie stark der Einfluß war, der von der persönlichen Einstellung und der politischen Tätigkeit des französischen Gesandten in der Schweiz auf die Eidgenossen ausging. Denn wie aus andern Gründen zu den Zugern, so konnte der päpstliche Vertreter auch zu den Solothurnern nicht in ein vertrauteres Verhältnis gelangen. Dabei schätzte er persönlich die Solothurner hoch ein. Er spendet ihnen ein Lob, das in seinem Munde viel besagen will ; er stellt nämlich fest, daß diese gebildeten Leute lebten wie die Freiburger. Und Freiburg, wofür er eine ausgesprochene Vorliebe hat, ist ihm « ein nobilissimo cantone », trefflich regiert, ohne Furcht vor den Bernern, die ihn rings einschließen. Die Stadt selber findet er sehr schön ; ihre Einwohner sind gebildeter als die übrigen Schweizer, sie leben in Gesittung und Glanz, und es fehlt ihnen weder an Mannschaft noch an Geld, noch an Waffen. Stellt die Beurteilung der Solothurner durch den Nuntius diese auf eine ähnliche Stufe wie die Freiburger, so sind umgekehrt die Solothurner auch ihrerseits dem Gesandten des Papstes durchaus zugeneigt. Denn bei jeder Gelegenheit haben sie ihm persönlich ihr Vertrauen bewiesen, sind ihn um seine Hilfe in ihren Angelegenheiten angegangen und haben sich allen Anordnungen gefügt, die er dem Lausanner Generalvikar a Pascua bezüglich der so lange unterlassenen Visitation gegeben hatte.[1] Aber trotz des wechselseitigen Entgegenkommens und der gegenseitigen Hochschätzung ist es dem Grafen d'Aquino ebensowenig wie seinen Vorgängern in der Nuntiatur gelungen, mit *Einzel*personen zu Solothurn in ein für sein Arbeiten wichtiges und notwendiges engeres persönliches Verhältnis zu kommen. Der Grund dafür war, wie der Nuntius inne wurde, einfach der, daß die Solothurner in ihrem Verhalten der Gesinnung des französischen Gesandten stark Rechnung trugen, dessen kostspielige Hofhaltung wirtschaftlich natürlich von der größten Wichtigkeit für ihre Stadt war.

[1] Die Bereitwilligkeit Solothurns hinsichtlich der bischöflichen Visitation geht auch aus den dortigen Ratsprotokollen (1615, Dezember 2, fol. 490 und 1615, Dezember 7, fol. 498) hervor.

Vgl. *L. R. Schmidlin*, Akten zur kirchlichen (Gegen-)Reformation im Kanton Solothurn zu Anfang des XVII. Jahrhunderts. In dieser Zeitschrift, IV, 1910, S. 128 f.

Und dieser Gesandte stand mit Recht im Rufe, daß er die Nuntien nicht gerne sehe. [1]

So mußte Ladislaus es erleben, daß der ihm meist sehr stark entgegenarbeitende französische Einfluß gerade diejenigen Städte der Eidgenossenschaft beherrschte, die er noch am höchsten einschätzte: Freiburg und Solothurn. Aber war es in Freiburg durch die sprachlichen und nachbarlichen Verhältnisse des auf der Grenzscheide zwischen Deutsch und Welsch gelegenen Kantons von selber gegeben, daß hier die französische Partei im Gegensatze zu der spanischen besonders stark war, so herrschte in Solothurn der französische Einfluß mit noch größerer Ausschließlichkeit. Er hatte den spanischen fast völlig ausgeschaltet; von einer spanischen Partei oder einem spanischen Bündnisse ist keine Rede; wenn auch insgeheim einiges Einverständnis mit den Spaniern vorhanden ist, so ist das ohne Bedeutung. Denn im allgemeinen ist hier, trotz manchen Unbehagens, alles französisch gesinnt. Unbehagen mit den Franzosen, ihren diplomatischen Vertretern und ihren Parteigängern durchzieht auch wie ein roter Faden die Berichte des Ladislaus d'Aquino selber, zumal seine vertraulichere Information für Porfirio. Hier sagt er es offen heraus, daß sich die französische Partei den Nuntien gegenüber wenig freundlich gesinnt gezeigt habe. Er aber war klug genug, sie nicht von sich zu stoßen, sondern ging den vorsichtigeren Weg, durch Geschenke und Gunstbeweise ihre Häupter, von denen er sich Nutzen versprach, für sich zu gewinnen. Das gelang ihm an seinem Sitze Luzern mit dem Schultheißen Ludwig Schürpf und Christoph Feer, dem Haupte der dortigen Franzosenfreunde. In Uri gewann er das Wohlwollen des Landammanns Gideon Stricker und der ganzen Sippe Troger auf diese Weise. Um ein wichtiges Glied dieses Geschlechtes noch enger an sich zu fesseln, zog der Nuntius dessen Ernennung zum päpstlichen Ritter in Erwägung. Wenn er auch im allgemeinen für Sparsamkeit insbesondere bezüglich dieser Gunsterweisung eintritt, so erscheint sie ihm im vorliegenden Falle doch direkt erforderlich, da er die gleiche Würde schon dem Schultheißen Helmlin von der spanischen Partei

[1] « Eustache de Refuge ... war ein entschiedener Anhänger des neuen Glaubens. Das Vertrauen auf Refuge verleitete die Protestanten zu übermütigen Herausforderungen gegenüber den Katholiken. Namentlich suchten sie die Kapuziner in Mißachtung zu bringen, ja verstiegen sich zu Drohungen gegen ihr Leben. » *Seb. Grüter*, Der Anteil ..., S. 163 ff. — Eustache de Refuge war ordentlicher Gesandter in der Schweiz vom Anfang Mai 1607 bis Anfang September 1611.

verschafft hat und er sich unbedingt als neutral zwischen den beiden Gruppen der französisch und der spanisch Gesinnten erweisen möchte.

Selbstverständlich erkennt der kluge Nuntius es als unabweisbar notwendig für die Erfüllung seiner Aufgaben an, mit den französischen Gesandten selber gute Freundschaft zu halten. « Denn sie vermögen viel und halten mit goldenen Ketten den Willen des ganzen Volkes gebunden. »

Mehrfach kommt begreiflicherweise in den Berichten d'Aquinos ein gewisses Gefühl der Erleichterung über das Ende der Regierung Heinrichs IV. zum Ausdruck, freilich vorsichtig eingekleidet. So glaubt er feststellen zu können, daß man in der Schweiz trotz der Stärke der französischen Partei den Tod des Königs im Stillen als ein wahres Gottesgericht angesehen hat. Nach seiner Behauptung kam er den eigenen schweizerischen Parteigängern Frankreichs durchaus nicht ungelegen, da man Heinrich als einen schlimmen Unruhestifter fürchtete und klar erkannte, daß er die protestantischen Kantone weit mehr begünstigte als die Katholiken. [1]

Hoch befriedigt stellte Ladislaus d'Aquino weiter fest, daß die konfessionellen Grundsätze der Regierung der Regentin Maria Medici in bewußtem Gegensatze zu denen des ermordeten Heinrichs IV. standen. Diesen glücklichen Umstand suchte er durch persönliche Einwirkung auf den französischen Gesandten auszunutzen, sowie mittels des Kardinalpatrons und durch den Pariser Nuntius. Seine Freude über diesen Umschwung in der französischen Politik war sehr berechtigt angesichts der vielen Hemmungen, die diese seinem Wirken bereitet hatte. Weit mehr als in allen übrigen Teilen seines Nuntiatursprengels hatte er zumal im Wallis und in Graubünden den Widerstand der Franzosen gegen seine Bemühungen erfahren müssen. Hatte nämlich die Ausführung des Freiburger Vertrages vom Jahre 1533 zwischen den sieben katholischen Kantonen und dem Sittener Bischofe Adrian unter dem mangelnden Eifer der Schweizer gelitten, so fanden im Gegensatze dazu die Walliser Protestanten in der jüngsten Zeit nicht nur bei den Bernern ihren Rückhalt, sondern, solange Heinrich IV. lebte, auch

[1] Vgl. *Edouard Rott*, Histoire de la représentation diplomatique ..., III. Bd., p. 9 : « Au siège de l'ambassade, dans les Etats évangéliques, à Genève ... les manifestations du regret populaire furent infiniment plus spontanées, plus sincères que dans la Suisse primitive, dont les cantons venaient d'accorder une levée au gouverneur de Milan ; ebd., p. 10 : Toutefois, en aucun lieu, peut-être, l'impression produite par le fatal événement ne fut aussi vive qu'à Coire et dans les hautes vallées rhétiennes. »

bei dessen Schweizer Gesandten. Der Nuntius bezeichnet es geradezu als ein Charakteristikum der französischen Politik, daß sie die Protestanten stets hegen, die Katholiken hingegen unterdrücken oder gar ausrotten wolle: «ich weiß nicht, aus welcher falschen Staatsräson heraus.» [1] Brachten die Walliser schon anderen fremden Beeinflussungsversuchen starken Argwohn entgegen, dann waren ihnen Boten und Briefe des Nuntius noch über das gewöhnliche Maß hinaus verdächtig. Dieses Hemmnis einer gedeihlichen Wirksamkeit war auf die Tätigkeit der französischen Gesandten zurückzuführen. Denn diese hatten nach Angabe d'Aquinos zur Zeit der Nuntiatur des Bischofs von Veglia [2] ausgestreut, die Nuntien betrieben unter dem Deckmantel ihrer geistlichen Aufgaben ein Einverständnis mit Spanien und führten weltliche Geschäfte aus. Angaben, denen der Glaube keineswegs versagt wurde, und das nicht allein während der Zeit, in der sie verbreitet wurden, sondern auch noch während der Amtsperiode des Ladislaus. Zu seinem Leidwesen sah dieser keine Möglichkeit, die Betörten von dem wahren Sachverhalte zu überzeugen. Das einzige Mittel dazu wäre, daß die Stelle, die das Unheil angerichtet hat, die französische Gesandtschaft, sich auch bemühe, den Schaden wieder gut zu machen, das gestörte Vertrauen wieder herzustellen und mit zum Heile des Landes zu arbeiten. In der Lage dazu wäre nach der Ansicht unseres Nuntius der französische Gesandte sehr wohl. Er braucht nur zu wollen, und binnem kurzem ist das Land wieder katholisch: soweit geht die Macht, die auf den Pensionen beruht.

Den stärksten Eindruck von dem Widerstreite der Mächte und der Parteien bekam der Nuntius aber durch den Kampf um die Vorherrschaft in dem von den wildesten Stürmen heimgesuchten Graubünden. Hier wiederholte sich im Kleinen, was von dem Nuntiaturbezirke im allgemeinen zu sagen war. Wichtig als Paßland und als Soldatenreservoir, war das unglückliche Gebiet in sich außerordentlich zerrissen in heißer Parteileidenschaft, ein Tummelplatz politischer Intrigen der Franzosen und Spanier und nicht zuletzt der Venetianer. In dem Vorkämpfer der spanischen Interessen, dem Grafen Fuentes, dem Soldaten aus der Schule Farneses, einem Manne von hoher militärischer und staatsmännischer Begabung, von rücksichtsloser Entschlossenheit, von felsenfestem Monarchismus und Katholizismus, hatte d'Aquino

[1] Über die Haltung der französischen Gesandten hier, vgl. *Rott*, a. a. O. S. 600 f.

[2] Johannes della Torre.

einen überaus wertvollen Bundesgenossen und Helfer auf diesem Kampfplatze.[1] Freilich hatte der strenge Spanier hier einen unverächtlichen Widerpart in der Person des Gesandten der französischen Krone bei den Graubündnern, in Karl Paschal.[2] Darin, daß dieser gallige und hochfahrende Mann den Churer Bischof für einen Spanierfreund und damit für einen Feind der Franzosen hielt, erblickte Ladislaus die Wurzel der großen Schwierigkeiten dieses Prälaten. Daß diese endlich behoben wurden, daß bessere Beziehungen zwischen dem Bischof und dem Gesandten angebahnt wurden, daß dem Bischofe ein erträgliches Dasein ermöglicht wurde, das führt der Nuntius als sein Verdienst, als Frucht seiner klugen Einsprechungen an. Zweifellos konnte die plötzliche Rückkehr des Bischofs im November 1611 nach Chur nur im Einverständnis mit Paschal vor sich gehen. Denn bis dahin hatte dieser keinen Finger gerührt, um das Exil des Prälaten abzukürzen, der angesichts der Wirren des Jahres 1607 dem Gebiete der drei Bünde den Rücken gekehrt hatte. Höchst wahrscheinlich hing der Wechsel in seiner Haltung dem Bischofe gegenüber mit seinem Kampfe gegen die Erneuerung des venetianischen Bündnisses zusammen, für den er auch um die Hilfe der spanisch Gesinnten warb, und um dessentwillen er sich nun als Vorkämpfer der Katholiken aufspielte, trotzdem die Mehrheit der Bündner protestantisch war.[3] Aus dem Berichte des Nuntius über den Wettstreit um die Erneuerung oder Nichterneuerung des Vertrages von Davos geht deutlich die Spannung hervor, mit der er die nur schwer für ihn erreichbaren Nachrichten darüber erwartete.

Läßt schon die Schilderung des Charakters der Eidgenossen durch den Nuntius[4] dessen feuriges Temperament erkennen, so kommt dieses noch lebhafter allenthalben da zum Ausdruck, wo er auf die Neugläubigen zu sprechen kommt. Es genügt ihm nicht, sie Schismatiker oder Protestanten oder Häretiker zu nennen, vielmehr erhalten sie meist eine scharfe Bezeichnung dazu, die recht deutlich die grimmige Abneigung erkennen läßt, die d'Aquino gegen sie empfindet. Freilich macht ihn dieser Widerwille keineswegs blind. Wie schon gesagt, ist der Italiener klarblickend genug, um zu erkennen und zuzugeben, daß die protestantischen Kantone, abgesehen von äußeren Machtmitteln, auch an tüchtigen Köpfen den katholischen überlegen sind. Und die

[1] Vgl. *Seb. Grüter*, Der Anteil ..., S. 60.
[2] Gesandter 1604–1614.
[3] Vgl. *Rott*, Histoire ..., Bd. III, S. 43 ff.
[4] Vgl. oben S. 8 ff.

pertinacia der Häretiker flößt ihm offensichtlich geradezu Bewunderung ein und läßt ihn begreifen, daß nur die allerhöchste Wachsamkeit der katholischen Instanzen und ihre Verbindung mit den örtlichen Organen eine erfolgreiche Abwehr gewährleisten kann. Um so mehr, als die Häretiker, wie der Nuntius in widerwilliger Hochschätzung anerkennen muß, auch dann ein Vorhaben nicht aufgeben, wenn sie zahllose Schwierigkeiten gefunden und Rückschläge erfahren haben. Als Musterbeispiel für ihre Zähigkeit führt er ihr Verhalten dem Mesox gegenüber an. Hier herrschte Priestermangel, den Federigo Borromeo allerdings zu beseitigen trachtete. Aber auf der anderen Seite ersahen auch die Neugläubigen diesen schwachen Punkt in der katholischen Stellung und brachten einen Prädikanten in das Land. Dessen Tätigkeit war eingestandenermaßen durchaus nicht erfolglos. Das alarmierte nun den Nuntius, zumal angesichts der bedrohlichen Lage des Brandherdes für Italien. Die katholischen Kantone und der Graf Fuentes mußten mitwirken, daß der unwillkommene Gast des Landes verwiesen wurde — freilich nur, um heimlich des öfteren, selbst unter Lebensgefahr, auf das Feld seiner Tätigkeit zurückzukehren.

Insbesondere sind es die häretischen Berner, die dem Nuntius großen Kummer durch ihre zielbewußte Konfessionspolitik verursachen. Bitter beklagt er es, daß sich in deren Händen seit der Reformation nicht nur die Bischofsstadt Lausanne befinde, sondern auch die ganze Diözese mit geringen Ausnahmen ihnen anheimgefallen sei. Da haben sie nun, wie er klagt, die Kirchen unterdrückt, die unglücklichen Untertanen sämtlich verderbt und aus guten Katholiken verworfene Protestanten gemacht. Der Bischofssitz selber ist nun ein Lehrstuhl der Pestseuche geworden, da dort ihre Irrtümer gelehrt werden. Und Lausanne steht in enger Verbindung mit Genf, gegenseitig teilen sich die beiden Städte das Gift mit, um die verschiedenen Gebiete anzustecken. Die bösen Berner sind es auch letztlich, welche die Rückkehr des Bischofs von Lausanne in seine Diözese verhindern. Klug, wie die Häretiker nun einmal sind, nehmen sie sogar die katholischen Freiburger selber gegen den Plan einer Wiedereinführung des Bischofs in seine Diözese, genauer, gegen dessen Residenz in Freiburg, ein. Der Bischof hatte nämlich noch rechtskräftige Ansprüche auf die von den Bernern eingezogenen Kirchengüter. Allerdings untersagte der « Landsfreid » Reklamationen kirchlicher Güter gegenüber katholischen wie protestantischen Kantonen. Aber die Lausanner Besitzungen fallen nicht unter diese Bestimmung, da ihre Beschlagnahme erst einer späteren Zeit

angehört. Diesen Tatbestand mußten selbst die Berner zugeben. Bei einer Residenz des Bischofs der Lausanner Diözese in Freiburg wäre dieser nun in der Lage, seine Ansprüche geltend zu machen, was weder angesichts des Streitwertes unwichtig, noch, wie der Bieler Handel des Baslers zeigte, aussichtslos war. Eben daher suchten die Berner in ihrer bekannten Schlauheit die Voraussetzung für die Betreibung einer Herausgabe oder einer Entschädigung, eben die Residenz zu Freiburg, zu vereiteln. Und so widerrieten sie den Freiburgern stark die Aufnahme des Bischofs in ihre Stadt. Denn dieser werde tausenderlei Dinge umgestalten, werde die Herausgabe vieler Güter betreiben, welche die Freiburger selber von der Kirche in Besitz genommen hätten, werde sich ferner bestreben, zahlreiche Freiburger Privilegien aufzuheben. Mit diesen und anderen Winkelzügen ähnlicher Art suchten die Häretiker ihr eigenes Interesse zu verstecken. Aber triumphierend meldet d'Aquino, daß die apostolischen Nuntien ihnen in diesem Falle überlegen waren, daß sie die Heimtücke ihrer Widersacher aufdeckten und mehrere Male die Herren von Freiburg veranlaßten, sich für die Aufnahme ihres Bischofs zu erklären « zum Nutzen des katholischen Glaubens, zum Schaden der Irrgläubigen und zur Ehre ihrer Stadt und ihres trefflichen Kantons ». Der Rat von Freiburg war freilich eingestandenermaßen selbständig genug, sich auch ohne Zuspruch von außen seines Besitzstandes zu wehren. Denn als der Bischof Dorotheo [1] seine Ansprüche geltend machte, da wies der Rat darauf hin, daß der Erwerb des Kirchengutes in umstürzlerischen Zeiten zum Besten des katholischen Glaubens erfolgt sei, verwies auf Verbesserungen, auf Aufwendungen für verschiedene gute Zwecke, Klosterbauten, Zuwendungen an U. L. F. von Thonon zur Bekehrung der Häretiker, sowie auf die Errichtung eines herrlichen Jesuitenkollegiums in der Stadt Freiburg. Bedauernd stellt der Nuntius fest, daß die Verhandlungen, die trotz der Haltung des Freiburger Rates weiter gediehen seien, durch den Tod des Bischofs Dorotheo ins Stocken geraten seien, da auf diesen eine längere Sedisvakanz [2] folgte.

Den schlimmen Einfluß der Berner beklagt d'Aquino auch bezüglich der gemeinen Herrschaften. Denn auch diese Einrichtung nutzten sie stark zur Propagierung des Protestantismus aus. Es ist daher leicht begreiflich, daß sich der Nuntius energisch für die Auflösung

[1] Johann VI., Doroz, 1600–1607.
[2] 1607–1610.

dieses Verhältnisses einsetzte, für die Aufteilung der fraglichen Gebiete zwischen Bern und Freiburg. Aber was er betrieb, dem widerstrebte die Gegenseite selbstverständlich, da sie von einer Teilung der Herrschaften genau das befürchtete, was Ladislaus davon erhoffte. Hierbei erscheint indessen die Gegenwirkung der Berner dem Nuntius lange nicht so beklagenswert wie die Lauheit und Kälte der Katholiken, welche die Angelegenheit von einer Tagsatzung zur anderen vertagen ließen, ohne daß sie zum Austrag kam, ganz ungeachtet der unablässigen Mahnungen, Ratschläge und Bitten des päpstlichen Vertreters. Angesichts dieser Haltung seiner Konfessionsverwandten gab er resigniert die Sache verloren. Die größte Schuld dabei aber schiebt er auch hier wieder der französischen Politik zu. Denn diese hält es für das beste, daß alle die umstrittenen Gebiete häretisch blieben.

Wie die Berner aus konfessionellen Gründen die Bieler gegen ihren Basler Bischof und Landesherrn unterstützten, so sagt der Nuntius auch bezüglich des Eindringens des Protestantismus ins Unterwallis, diese « Pest » sei durch die benachbarten Berner eingeschleppt worden, « die auf nichts anderes sinnen, als allenthalben Herde ihrer Seuche anzulegen ».

Angesichts der Machtposition des Protestantismus in seinem Nuntiaturbezirke, seiner energischen und zielbewußten Vertretung durch die Berner, seiner offenen Unterstützung durch die Franzosen, ist an eine Rückführung der häretischen Kantone zum Katholizismus natürlich nicht im entferntesten zu denken. Zwar spricht der Nuntius gelegentlich von Konversionen, gibt deren Zahl auch wohl übertreibend als infiniti an, erwägt die Unterweisung derjenigen, die sich mit Rückkehrgedanken tragen, tut Schritte zur wirtschaftlichen Sicherstellung derjenigen, die durch ihren Rücktritt ihre Existenz verlieren. Aber er gibt sich doch keiner Täuschung darüber hin, daß eine Massenkonversion ausgeschlossen ist. Stark abträglich ist dem Katholizismus seiner Aussage nach das Verbot des Räsonierens und Disputierens über Glaubenssachen, das zur Kompetenz der Tagsatzung gehört. Aber nicht etwa in dem Sinne, als ob er in Religionsdisputen ein Mittel zur Erhaltung und Beförderung des Katholizismus erblickte. Vielmehr ist jenes Verbot den Katholiken deswegen nachteilig, weil die Vorschrift ungleichmäßig beobachtet wird. Denn nach seiner Angabe lassen die « volpe heretiche » kein Mittel unversucht, um « mit ihrem Gifte die armen Einfältigen anzustecken ». Demgegenüber sind die Katholiken weit nachlässiger, schauen nur müßig zu und schreiten nur selten ein. Hat aber wirklich

einmal umgekehrt ein eifriger Priester ein Wort zur Rettung einer betörten Seele gesprochen, dann erheben die « ministri del diavolo », die wie die Löwen mit aufgesperrten Augen dastehen, sofort ihr Crucifige-Geschrei. Insgesamt fällt der Nuntius das Urteil über die Neugläubigen, daß die Kinder der Bosheit klüger sind als die Kinder des Lichtes, « i quali sono inferiori nella diligenza ».

Angesichts des beschämenden Mißverhältnisses zwischen der Rührigkeit der Neugläubigen und der vom Nuntius beklagten Gleichgültigkeit der Katholiken hat er wohl gewünscht, wenigstens beim Klerus seines Sprengels eine eifrige und geschulte Hilfstruppe in seinem schweren Kampfe um die Behauptung und Ausbreitung des alten Glaubens zu finden. Aber d'Aquino hat Vieles an den Geistlichen seines Nuntiaturbezirkes auszusetzen. Bei dem Weltklerus rügt er vor allem dessen Trunkliebe und seine allzu häufige Teilnahme an öffentlichen wie privaten Gelagen als die Wurzel weiterer Übel. Mutig hat er den Kampf gegen die von Natur und Landesbrauch begünstigten Mißstände aufgenommen und glaubt, schon Erfolge verzeichnen zu können. Aber er ist sich klar darüber, daß hier nur eine zähe und langwierige Arbeit in Frage kommen kann, wenn eine gründliche, dauernde Besserung erzielt werden soll. Spricht sich der Nuntius im allgemeinen nicht eben allzu günstig über den Weltklerus aus [1], so führt er doch wieder, im Gegensatze zu diesem generellen Pessimismus, im einzelnen eine ganze Reihe von Geistlichen namentlich an, die ihm treffliche Helfer und Stützen bei seinen Arbeiten gewesen sind. Freilich reichen sie bei weitem nicht heran an die geschlossene, neu geschaffene Kerntruppe des Katholizismus, an die Jesuiten. Deren Hauptstärke liegt, wie immer wieder hervorgehoben wird, auf dem Gebiete der Jugendunterweisung und -erziehung. Und außer dieser Betätigung stiften die Jesuiten noch unendlich viel Gutes in der Sakramentenverwaltung und durch ihren vorbildlichen Lebenswandel. Die von Ladislaus hoch Gepriesenen entfalteten eben in seinem Bezirke die gleiche Wirksamkeit wie in seiner italienischen Heimat und sonsthin. Sie sind nach seiner zutreffenden Versicherung in dem armen Deutschland die stärkste Stütze der Religion, und dieses befände sich ohne sie nicht auf seinem Stande. [2]

[1] Über andere Mißstände vgl. *Henggeler*, Die Wiedereinführung des kanonischen Rechtes in Luzern zur Zeit der Gegenreformation, Luzern 1909, S. 84 ff., 125 ff.

[2] Vgl. *Bernhard Duhr*, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. II. Band. Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Erster Teil. Freiburg i. Br. 1913. Schweiz, S. 282 ff.

So hoch aber auch der Nuntius die Tätigkeit der Jesuiten in rein geistlicher Beziehung einschätzt, so klagt er auf der anderen Seite doch recht beweglich darüber, daß sie sich ihm in anderen Dingen versagen. In dieser Richtung ist der Nutzen der Kapuziner größer, da sie sich auch mit solchen Geschäften der Nuntiatur befassen, von denen sich die Jesuiten fernhalten. Sie erfreuen sich im Gegensatze zu dem privilegienbewußten, mit Standesdünkel erfüllten, trägen und unnützen Adel in der deutschen Kirche durch ihre Tätigkeit wie durch ihre Armut der höchsten Wertschätzung bei den Landeseinwohnern. Und was für den Nuntius hochwichtig ist, sie übernehmen zum Unterschiede von den Jesuiten auch gerne die Reform von Nonnenklöstern. [1] Damit aber betätigen sie sich auf einem Gebiete, das dem Nuntius selber nur recht wenig Freude bereitet hat. Denn übellaunisch konstatiert Ladislaus, die Nonnen hätten ihm mehr Arbeit gemacht als alle übrigen Nuntiaturgeschäfte zusammengenommen. Die Zahl ihrer Klöster ist gewiß außerordentlich hoch. Benediktinerinnen, Zisterzienserinnen, Franziskanerinnen, Tertiarinnen zählt er in der Information auf und verweist für die Vervollständigung der Liste auf die Relation, die er unter den Händen habe. Aber auch in dieser lehnt er es als zu langweilig ab, die mit ihnen verhandelten Dinge sämtlich aufzuführen. Auch hier ist wieder zu beobachten, wie der Nuntius im allgemeinen Klagen erhebt und dann doch wieder bei seiner Einzelschilderung manches gute Moment in die Erscheinung treten lassen muß. So führt er auf der einen Seite aus, daß bezüglich der Nonnenklöster viele Übelstände zu beklagen seien, insbesondere daß die meisten von ihnen keine Klausur hielten ; diesen Mißstand bezeichnet er als manchenorts so eingewurzelt, daß man ihm nur mit größter Geduld und Geschicklichkeit zu Leibe rücken könne. Und dann gibt er in seiner amtlichen Denkschrift doch wieder zu, daß er mit den Benediktinerinnenklöstern wenig Last gehabt hat, da die Äbte des Ordens durch ihre Visitation für die Aufrechterhaltung einer guten Klosterzucht Sorge tragen. Und im großen und ganzen läßt er dies auch für die Zisterzienserinnenklöster gelten. [2] Wohl klagt er darüber, daß die Dominikanerinnen und die Augustinerinnen nirgendwo die Klausur beobachten, was der

[1] Vgl. *Ernst Staehelin*, Der Jesuitenorden und die Schweiz. Geschichte ihrer Beziehungen in Vergangenheit und Gegenwart. Basel 1923, S. 40.

[2] Vgl. für segensreiche Visitationstätigkeit in Nonnenklöstern : *Alois Müller*, Peter II. Schmid, Abt von Wettingen, 1559–1633. Ein Lebensbild aus der Zeit der Gegenreformation. Zuger Neujahrsblatt 1920, S. 8.

Bischof von Konstanz, dem sie meist unterstellt sind, mit ihrer Armut entschuldigt. Wie ferner die Konventualen und die Barfüßer in der Beurteilung des Nuntius gar nicht gut wegkommen, so hält er gar dafür, daß die Frauenklöster ihres Ordens mehr den Anschein « di postriboli » erwecken als von Ordenshäusern. Um Ärgernis zu vermeiden, hat sich der Nuntius gezwungen gesehen, fast allenthalben den genannten Mönchen die Seelsorge der Tertiarinnen abzunehmen. Sträubten jene selber sich gegen eine solche Maßregel, so zeigte sich im Solothurner Kloster auch bei den Schwestern Widerstand. Am schroffsten aber scheint man sich den Maßnahmen des Nuntius in dem Zisterzienserinnenkloster Gutenzell widersetzt zu haben. Wenn dieses auch in der Obhut des Abtes von Salem stand, so war doch von einer Reform hier keine Rede.

Vielmehr wandten sich die Insassen mit Unterstützung des ganzen schwäbischen Adels an den Heiligen Stuhl und erreichten, daß dem Nuntius untersagt wurde, die augenblicklichen Klosterbewohner, fast alles ältere Personen, zu einem strengeren Leben zu zwingen, da bei einem Beharren auf seinen Reformationsabsichten schlimme Folgen zu befürchten seien.[1] Da hatte der Graf d'Aquino wieder einmal einen Beweis für die Unfruchtbarkeit des adeligen Elementes in der deutschen Kirche. Hier mag erwähnt werden, daß Ladislaus die freiweltlichen adeligen Damenstifter gewissermaßen als Kuriositäten anführt. Bei ihnen fällt ihm auf, daß nur die Äbtissin Gelübde ablegt, daß die Insassen keine Klausur beobachten und prächtig in Gold und Seide gekleidet wie die Weltdamen einhergehen und jede ihre Privateinkünfte hat. Er vergißt auch nicht zu erwähnen, daß die Äbtissinnen gewöhnlich Reichsfürstinnen sind. Erwähnt der Nuntius das Kloster Pfanneregg als trefflich reformiert[2], so äußert er andererseits große Sorge wegen des Benediktinerinnenklosters von Engelberg, für dessen Verlegung er sich in Rücksicht auf die allzu nahe Nachbarschaft mit dem Männerkloster in der Bergeinsamkeit mit Nachdruck einsetzt.[3]

In einem ganz außerordentlich schlechten Lichte erscheinen bei

[1] Vgl. *P. Beck*, Kurze Geschichte des Cistercienser-Nonnenklosters Gutenzell. Cistercienser-Chronik, Jahrgang 23, 1911, S. 33-49. Beck erzählt nichts von dem vergeblichen Reformversuche d'Aquinos.

[2] Vgl. *A. Scheiwiler*, Elisabetha Spitzlin. Ein Beitrag zur Gegenreformation in der Schweiz. In dieser Zeitschrift, XI, 1917, S. 204 ff., 279 ff.

[3] Vgl. *Jeanne Niquille*, Les Bénédictines d'Engelberg. In dieser Zeitschrift, X, 1916, S. 39 ff.

unserem Nuntius die Malteser. Sie, die in dem Nuntiaturbezirke viele stattliche Kommenden besitzen, verwalten und verwenden ihre reichen Einkünfte auf das allerschlechteste. Denn die Johanniter leben höchst ärgerlich. Der bischöflichen Jurisdiktion treten sie, auf ihre Privilegien gestützt und wenn nötig auch ohne solche, mit nackter Gewalt entgegen. Prüfung, Visitation und Zurechtweisung ihrer Pfarrer lehnen sie ab. Ein Teil von ihnen lebt im Konkubinat, ist gar der Häresie verdächtig ; andere verwenden alles zugunsten ihrer Bastarde, ohne jede Scheu vor der Entfremdung von Kirchengut, ohne allen Respekt vor einer Obrigkeit. Ihr Großprior geht ihnen mit bösem Beispiel voran und legt bei allen seinen Handlungen eine absolute Geringschätzung der Bischöfe und auch der Nuntien an den Tag. Diese Tatsache hat sicher nicht dazu beigetragen, das Urteil des selbstbewußten Ladislaus über die Malteser zu mildern. Bei einer Klage der sieben katholischen Kantone gegen sie steht er völlig auf Seiten der Beschwerdeführer. [1]

Ganz anders ist sein Verhältnis zu den Benediktinern, da diese ihre Klöster zumeist reformiert haben, d. h. in einer Kongregation zusammengeschlossen sind, die vita communis pflegen, den Gottesdienst emsig versehen, kein Privateigentum besitzen und die Klausur beobachten. Diese erfreuliche Feststellung läßt es dem Nuntius sogar verzeihlicher erscheinen, wenn ihre Äbte Reichsfürsten sind, was er doch den Bischöfen so sehr übel nimmt. Von dem Widerwillen und Unbehagen, das ihm diese Qualität der Bischöfe einflößte, ist den Äbten gegenüber weit weniger zu merken. Vielmehr kommt eine gewisse Befriedigung darüber in seinen Berichten zum Ausdruck, auch über ihre reichen Einkünfte und kriegerischen Machtmittel.

Selbst die praktisch ganz wertlose Quaternionentheorie verwendet er, um die Bedeutung der ihm unterstellten Benediktiner in das rechte Licht zu rücken. Denn er vergißt nicht zu erwähnen, und zwar in beiden Berichten, daß die Äbte von Kempten und von Murbach zu den « Vier-Äbten » des Reichs gehörten. Freilich sind eben diese beiden Abteien mit ihrem reichsfürstlichen Charakter und ihren adeligen Mönchen fast allein nicht der von ihm so sehr geförderten Kongregation beigetreten. Gerade angesichts der Zusammensetzung ihrer Mönche erscheint es dem Nuntius schwierig, ein mehr monastisches Leben bei ihnen durchzusetzen. Immerhin gab d'Aquino sich Mühe, in

[1] Vgl. P. *Fridolin Segmüller*, Die Ritterorden in der Schweiz. In dieser Zeitschrift, X, 1916, S. 154 f.

Murbach-Luters eine schickliche Tracht und das gemeinsame Leben und andere Dinge einzuführen. Aber der Erfolg seiner Arbeit war mehr als bescheiden. Und noch geringer war er in Kempten, wo der Abt noch hochmütiger und die Entfernung von Luzern noch größer war. Im übrigen setzte d'Aquino die Bemühungen der Vorzeit um die Bildung der Benediktinerkongregation geradlinig fort. Stand im Bistum Konstanz der Kardinal von Österreich der Bildung einer solchen noch ablehnend gegenüber, hatte erst Bischof Jakob Fugger am 1. Dezember 1604 seine Einwilligung zu der neuen Kongregation gegeben [1], so erklärte unser Nuntius seinerseits im gleichen Monate des Jahres 1608 die Klöster der Kongregation von der bischöflichen Visitation exempt. [2] Und auf seinem Beschlusse beruhen wieder weitere Bemühungen seines Nachfolgers Scappi. [3] Hier liegt wohl eine der Hauptursachen für die Spannung zwischen dem Nuntius und dem Konstanzer Bischof, da ja die Bischöfe durch die Ausgestaltung der Kongregation nicht ohne Grund eine Schmälerung ihrer eigenen Rechte befürchteten. [4] Es war ja ein Hauptzweck der Kongregation, die regelmäßige Vornahme der Visitation zu gewährleisten. Aber diese sollte von den in ihr zusammengeschlossenen Klöstern selber, nicht vom Ordinarius vorgenommen werden.

Wie die beiden genannten « Vier-Äbte », so trat auch der Abt von St. Blasien als Reichsfürst der helvetischen Kongregation nicht bei, trotzdem er den Grundsätzen der Reform gemäß lebte. Die zu große Abgelegenheit seines Klosters muß ferner als Begründung dafür her-

[1] Vgl. *Holl*, a. a. O. S. 61 f.

[2] ... constituimus et ordinamus, ut nec diocesanus episcopus loci, vel locorum, nec quisquam alius, ... vos, vestraque coenobia, membra et monachorum personas valeat visitare ..., vgl. : De origine et actibus congregationis Helvetico-Benedictinae. Manuscripti instar edidit P. *Athanasius Staub* O. S. B. Einsiedeln 1924, S. 4 f. *Joh. Georg Mayer*, Das Konzil von Trient und die Gegenreformation in der Schweiz, II. Bd. Stans 1903, S. 170.

[3] Vgl. *J. G. Mayer*, a. a. O. ; *Martin Kiem*, Geschichte der Benedictiner-Abtei Muri-Gries (ad S. Martinum-ad B. V. Mariam), Bd. II. Stans 1891. Kap. 7, S. 53 ff.

[4] Vgl. *Hugo Müller*, Die rechtlichen Beziehungen des Stiftes Muri-Gries zu den Diözesanbischöfen. Festgabe zur neunten Jahrhundertfeier der Gründung des Benediktinerstiftes Muri-Gries, 1027–1927. Sarnen 1927, S. 94. *Konr. Kunz*, Zur Lebensbeschreibung des Abtes Jost Singisen von Muri (1557–1644). In dieser Zeitschrift, XIII, 1919. S. 99-104. Vgl. auch *Paulus Volk*, Zur Geschichte des Bursfelder Breviers. Anhang I : Das St. Galler Brevier von 1612 und das Brevier Pauls V. von 1613. In Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige. Neue Folge, Band 15 (Bd. 46). München 1928, S. 175 ff.

halten, daß er sich auch der schwäbischen nicht anschloß. Immerhin hat sich der Abt den Anordnungen des Nuntius gefügt, wogegen er seinerseits auch mit Gunstbeweisen bedacht wurde. Und das gilt nicht etwa für diesen Prälaten allein, sondern trifft für alle übrigen ebenso zu. Die einzelnen Begnadungen werden ganz gewissenshaft verzeichnet. Eine Ausnahme von dem hohen Stande der Benediktinerklöster macht in der Schweiz eigentlich nur Disentis. Wenn auch noch Karl Borromäus zu Fuß dorthin gepilgert war, so ist von einem damals etwa erfolgten Aufschwung des mönchischen Lebens [1] zur Zeit der Berichterstattung des Ladislaus nichts mehr zu merken. Der derzeitige Inhaber der äbtlichen Würde zeigte sich so wenig reformeifrig, daß ihm vom Mönch wenig geblieben ist. Unter seinen Konventualen findet sich niemand, der dem abständigen Manne einst folgen könnte. Und so unwillig der Nuntius die Übelstände des alten Klosters empfindet, so ist er doch nicht in der Lage, ihnen abzuhelfen. Denn er kann einfach nicht vorsichtig genug sein angesichts der Einstellung des französischen Gesandten bei den Bündnern.

Spricht sich der Nuntius über die Benediktinerklöster im allgemeinen lobend aus und berichtet er durchweg mit Genugtuung über den Erfolg seiner Bemühungen, sie zu reformieren, so steht es mit den Zisterziensern etwas anders. Schon der Bischof von Veglia hatte im Jahre 1606 ein Breve mit dem Befehle erhalten, die Zisterzienseräbte seines Nuntiaturbereiches in einer Reformkongregation zusammenzufassen. Und an Ladislaus d'Aquino erging die gleiche Weisung. An schriftlichen und mündlichen Bemühungen, ihr nachzukommen, hatte der Nuntius es nicht fehlen lassen. Aber hier erhoben sich Schwierigkeiten, die sich bei den Benediktinern nicht gezeigt hatten. Bei diesen hatte das Klosterfamilienprinzip, das Fehlen eines Generals und gemeinsamen Oberhauptes das Bestreben der Kurie verständlich gemacht, die verschiedenen Klöster aus ihrer Vereinzelung herauszuheben und durch die Visitation in ihrem Eifer zu erhalten. Anders bei den Zisterziensern. Sie unterstanden ihrem französischen General, wurden von Ordensassistenten visitiert. Und so muß der Nuntius, wenn er infolge des Widerstandes gegen den römischen Lieblingsplan auch nicht mit besonderem Wohlwollen für die Söhne des hl. Bernhard erfüllt ist, doch feststellen, daß ihre Aufführung keineswegs im Widerspruche mit

[1] *Gion Cahannes*, Die Pilgerreise Carlo Borromeos nach Disentis im August 1581. In dieser Zeitschrift, XVIII, 1924, S. 136 ff.

den Reformgedanken steht ; ja er muß bei einigen Klöstern ganz besondere Strenge anerkennen. Da die auftauchenden Schwierigkeiten eine Spaltung innerhalb des Ordens befürchten ließen, erhielt Ladislaus von der Zentrale den Befehl, von weiteren Bemühungen in der Richtung auf eine Bildung der Zisterzienserkongregation abzusehen. Das Beispiel der Benediktiner hat indessen noch lange bei den Streitigkeiten innerhalb des Ordens von Citeaux nachgewirkt. [1]

Als im Geheimen Konsistorium vom 19. September 1616 der mittlerweile aus der Schweiz abberufene Bischof von Venafro und « gubernator Perusiae » d'Aquino Kardinalpriester wurde [2], da war dies jedenfalls auch eine Belohnung für seine außerordentlich rege Tätigkeit in seiner Nuntiatur. Erhaltung des Besitzstandes des katholischen Glaubens, energische Abwehr des immer noch aggressiven Protestantismus, nach Möglichkeit Rückgewinnung der Abgewichenen, Reform von Welt- und Ordensgeistlichkeit waren die Leitsterne seines Handelns gewesen. Sein glühender Eifer, seine Gewandtheit und seine Regsamkeit verdienten wohl die ihm zuteil gewordene Auszeichnung. Nicht fünf Jahre konnte er sich ihrer erfreuen. In großer Schwäche verließ Ladislaus das Konklave für die Wahl Gregors XV. am 10. Februar 1621 und starb schon zwei Tage darauf im Vatikan. Begraben wurde er in seiner Titelkirche S. Maria supra Minervam. [3] Ein Freund der Bevölkerung seines ehemaligen Nuntiatursprengels war mit ihm nicht dahingegangen.

[1] Vgl. *Hans Lehmann*, Das Cisterzienserkloster Wettingen und seine Beziehungen zu Salem bis zum Tode des Abtes Peter II. (1633). Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge, Band 32, 1917, S. 549 f. *Holl*, a. a. O. S. 63. *Dom. Willi*, Die oberdeutsche und schweizerische Cisterzienserkongregation. Bregenz 1873, S. 6 ff.

[2] Vat. Arch. Acta Camerarii, 15 f. 61v.

[3] Vat. Bibl. Cod. Vat. Lat. 12323 f. 10-10v.